

## Erste Erlebnisse eines Basler Petroleumgeologen

Autor(en): Hans Georg Kugler

Quelle: Basler Stadtbuch

Jahr: 1963

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/2a39cbc9-dac9-4701-a350-7d01c6cdf145>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

# Erste Erlebnisse eines Basler Petroleumgeologen

*Von Hans G. Kugler*

## I.

Wohl jeder, der von seinem Beruf besessen ist, fragt sich einmal: wann fing «es» eigentlich an? — Mir machte den ersten Eindruck von etwas Außergewöhnlichem in der Natur der Erdmannlistein bei Wohlen, wo mein Vater damals wohnte. Mein Vater zeigte ihn mir auf seinen Spaziergängen zu den tief eingeschnittenen Ufern der Reuß. Das Bild der drei großen erratischen Blöcke blieb in der Erinnerung des kleinen Höselers hängen, genau wie das Bild der bewaldeten, düstern, geheimnisvollen Ufer des schnell dahinfließenden Stromes. Wasser zog mich schon sehr früh an, ob Bach, ob Fluß, ob Weiher. Das Schwimmen eines Fisches faszinierte mich. Über den Rand eines Teiches gebeugt, konnte ich gespannt warten, bis ein Molch aus der Tiefe auftauchte, um Luft zu schnappen; ebenso gespannt konnte ich der Muschel auf dem Grund zusehen, wie sie langsam durch den Schlamm pflügte.

Als mein Vater später in St. Gallen am heutigen Institut Rosenberg (damals Institut Schmid) lehrte, muß einer seiner Kollegen Botaniker gewesen sein. Auf dem Bildschirm meiner Erinnerungen taucht die Gestalt dieses Mannes auf, wie er während eines Spazierganges im Sitternwald zu meinem Erstaunen immer wieder Blätter der gleichen Form auf Länge und Breite maß. Später wußte ich, daß das wahrscheinlich meine erste Bekanntschaft mit statistischer Biologie gewesen ist.

1901 kehrte mein Vater mit seiner Frau, seiner Tochter und drei Buben, von welchen ich der älteste war, nach seiner Heimatstadt Basel zurück. So besuchte ich von nun an die Basler Schulen. Zu meinem Leid nahm mich mein Vater aus

dem untern Gymnasium im zweiten Jahr in seine eigene Klasse in der Wettsteinschule. Doch ich faßte dort schnell Fuß dank der großen Anhänglichkeit, die ich für Dr. Aimé Bienz, den Lehrer der Naturkunde, empfand. Er war ein begeisterter Beobachter und Schilderer der Natur. Unter seiner Leitung machte auch ich täglich Notizen über meine eigenen Entdeckungen, über Wetter, Pflanzen, Tiere. Während des Sommers durfte ich den Dienst des Vizepflegewalters des Aquaterrariums der Schule versehen und wurde daneben rasch mit dem Lebenszyklus einer Libelle, mit der Entwicklung eines Molches, mit dem Nestbau der Stichlinge vertraut. Die Sümpfe und Wassergräben von Neudorf, die Wiese oder Altwasser des Rheins waren die Jagdgründe.

Dr. Bienz hielt mein Interesse an solchen Beobachtungen kräftig wach. Seine Postkarten aus den Ferien enthielten immer die Aufmunterung, die Augen auf meinen Streifzügen durch die Langen Erlen oder den Hörnliwald offenzuhalten. Einmal schrieb er mir: «Wem Steine nur Steine sind, der hat der Natur nie ans Herz gefühlt.» Das klang für den Buben geheimnisvoll, verlockend. Für mich sind Steine von jener Stunde an nie mehr bloß Steine, nie mehr bloß totes Material gewesen.

Im Haus an der Grenzacherstraße, wo wir damals wohnten, bestand eine meiner Aufgaben im Jäten von Gras und Unkraut, die im gelblichen Kies des Gartens wuchsen. Während der scheinbar eintönigen Arbeit entdeckte ich Steingebilde, die mir vollständig neu waren. Aufgeregt sammelte ich, was ich fand, und brachte meine Schätze meinem Lehrer. Ich sehe ihn noch, wie er sie prüfend zwischen seinen Fingern hielt, die einen Seelilienglieder nannte, andere Seeigelstacheln. Die schönsten unter ihnen hatten den verwirrenden Namen «Armfüßer». — «Alles das sind sogenannte Versteinerungen von Meertieren, die früher einmal hier lebten und die man überall in den Kalksteinen der Juraberge findet», erklärte er mir.

Meertiere bei uns? Ihnen nachzugehen war für den Knaben noch spannender als die Entwicklung der Libellen und Molche und Stichlinge.

Da mein Lehrer als Zoologe die genaue Herkunft solcher Versteinerungen nicht kannte, schickte er mich zu Dr. Eduard Greppin, der in einem schönen Haus am Riehenteich in der Nähe des alten Badischen Bahnhofs und der damaligen Roßschwemme wohnte. Dr. Greppin musterte mich mit seinen blitzenden, freundlichen Augen und erklärte mir, wie die Versteinerungen — er nannte sie Fossilien — durch Verwitterung aus dem ursprünglichen Gestein gelöst und durch die Birs weggetragen wurden und letzten Endes im Birs Kies in unsern Garten gelangten. Das klang in meinen Ohren wie das «Sesam, öffne dich» meines Lieblingsmärchens von Alibaba und den vierzig Räubern. Eine völlig neue, packende Welt voller Geheimnisse und Möglichkeiten ging für mich auf. Ich rannte zu unserm Garten zurück. Ich teilte den Kies in Vierecke, um die ganze Oberfläche systematisch nach Fossilresten abzusuchen. Aus leeren Zündholzschächtelchen baute ich mir meinen ersten Sammelkasten mit vielen Schubladen, in welchen ich die genau beschriebenen Schätze versorgte: Rhynchonella (unter uns Buben «Dyble» genannt), Cidaristachel, Pentacrinus etc. Als ich mein Fossilienkabinett dem neuen Mentor zeigte, hatte er Freude an meinem Enthusiasmus und nahm mich auf eine Exkursion in das Rebgelände der Klus beim Tschäpperli ob Aesch mit. Dort erzählte er mir von den Korallenriffen einer Zeit, die er «Rauracien» nannte, nach dem keltischen Volksstamm der Rauracher, der einst hier gelebt hatte.

Von nun an hatten es mir die kleinen goldglänzenden Ammoniten des Oxfordtones, die eigenartig violettrotgefärbten Crinoiden-Wurzelstöcke des darüber liegenden Rauracien angetan. Auf eigene Faust ging ich auf die Suche nach solchen ausgestorbenen Meertieren. Manchen frühen Sonntagmorgen marschierte ich auf der staubigen Straße das Birstal hinauf und über Laufen aufs Fringeli und schleppte am Abend den mit guterhaltenem Material gefüllten Rucksack heim an die Grenzacherstraße. Natürlich brachte ich meine Funde jeweils strahlend Dr. Greppin, der mir Augen und Herz für die Steine öffnete, genau wie Dr. Bienz der Erwecker und Leiter meiner frühen Liebe zur lebenden Natur geblieben ist.

Inzwischen war ich in die Obere Realschule weiter vorge-  
rückt, wo ich als Mitglied der Schülerverbindung «Natura»  
Gelegenheit hatte, meine Wander- und Sammellust ausgiebig  
zu betätigen. Das Glück wollte es, daß Dr. Andreas Gutzwil-  
ler, unser verehrter «Unggle Gutz», uns in seiner eindrucks-  
vollen Art ebenso sehr den Bau des menschlichen Körpers  
wie die Gesetze der Kristallographie klarmachte. «Unggle  
Gutz» trat aus dem Schuldienst zurück, noch ehe er uns im  
letzten halben Jahr in die Geologie einführen konnte.

Ich aber folgte ihm an freien Tagen auf das Naturhistori-  
sche Museum, wo er u. a. an der Zusammenstellung einer geo-  
logischen Karte von Basel und Umgebung arbeitete. Ich wur-  
de sein famulus, der mit ihm über die Hügel beidseits des  
Leimentals zog. Bald sandte er mich weit in den Sundgau, wo  
man in den Aushubgruben für Starkstrom-Maste interessante  
Gesteinsmuster fand. Mein Entschluß stand fest, nach der  
Matur mich auf der Universität für das Studium der Geologie  
zu immatrikulieren. Im geologisch-mineralogischen Institut  
auf dem Münsterplatz lehrten damals die Professoren Carl  
Schmidt, August Buxtorf und Heinrich Preiswerk.

Sofort suchte ich nach bezahlter Arbeit und erfuhr von un-  
serm Abwart, Herrn Treyer, dem Unikum, dem wir Studenten  
oft unsere Sorgen brachten, daß der Geologe Dr. August  
Tobler aus Sumatra erwartet werde mit vielen Kisten voll  
Sammlungen und Kartenmaterial, der sicher einen Assisten-  
ten brauchen könne. Tatsächlich schlug mir Dr. Tobler, der  
selber ein früherer «Naturaner» war, vor, bei ihm für einen  
Stundenlohn von 80 Rappen als Zeichner zu arbeiten, was  
ich gerne annahm. Nun hieß es topographische Karten,  
Feldskizzen, Notizen über verschiedene Gebiete Sumatras zu-  
sammenzustellen, Papiere und Sammlungen, die einen eigen-  
tümlichen, mir unvergeßlichen Geruch mit sich brachten, der  
für mich etwas Tropisch-Verlockendes besaß, das in mir die  
schon bestehende Sehnsucht nach der Ferne erhöhte.

Diese ersten Kontakte mit dem Osten wurden noch stärker,  
als aus Sumatra Toblers malaiischer Gehilfe und Landvermes-  
ser, Abdul Kuder Mas Bakal, in Basel eintraf, um bei Dr.  
Tobler zu wohnen. Mas Bakal war aufgeweckt und lernbegie-

rig und beherrschte bald genügend Deutsch, um sich verständlich zu machen — auch wenn es ihm nie gelang, das F auszusprechen. Gespannt hörte ich seinen eigenartig klingenden Erzählungen zu, wenn er mir berichtete, wie er auf dem Batang Hari Holz geflößt und wie er dabei während seiner Arbeit beständig vom unsichtbaren Tiger geschützt wurde. Obwohl er ein gläubiger Mohammedaner war, blieb er davon überzeugt, daß der Orang Utan ein Mensch sei, der einfach nicht spreche, damit er nicht arbeiten müsse.

Im Sommer 1913 besuchten Dr. Tobler und ich den Bündner Geologen Dr. Fortunat Zyndel in Zillis, der eben aus Trinidad (West-Indien) zurückgekehrt war, wo er für die englische Central Mining and Investment Corporation eine Expertise abgeschlossen hatte. Dr. Tobler hatte von derselben Gesellschaft den Auftrag erhalten, nach Trinidad zu reisen, einer Insel, der er sehr skeptisch gegenüberstand, hatte er doch auf Sumatra herrliche Zeiten verlebt und war gewohnt, mit seinen geliebten Malaien zusammenzuarbeiten, nicht mit Negern, wie das auf Trinidad der Fall sein sollte.

Da Dr. Tobler und ich uns gut verstanden und die englische Gesellschaft damit einverstanden war, daß er einen Assistenten mit sich nehme, fuhren Tobler, Mas Bakal und ich am 1. November 1913 über Ostende nach England, von wo uns die «SS Orotava» am 5. November von Southampton nach den Antillen mitnehmen sollte. Wir hatten also Zeit, uns in London Sammlungen und Museen anzusehen. Nie vergesse ich den Augenblick, da Dr. Tobler in einer Ausstellung mariner Mollusken stehenblieb und mir, dem Erstaunten, «Hut ab» befahl. Ich kam dem Befehl sofort nach, obgleich ich nichts begriff. Da wies er auf eine große, konische Schnecke mit der Aufschrift «Pleurotomaria» und erklärte mir, das sei ein höchst seltenes, lebendes Fossil. Auch im Zoo standen wir andächtig mit entblößtem Haupt vor der Brückenechse (Sphenodon) aus Neuseeland. Tobler war begeistert, das seltene Tier lebend zu sehen, das zwar äußerlich irgendeiner andern Eidechse sehr ähnlich sieht. Nach und nach habe ich erlebt und erfahren, daß Geologen im allgemeinen eine eigenartige Klasse der Spezies Homo sapiens

sind, was ich auch an mir selber immer wieder feststellen kann, so daß ich mich heute über keine Eigenheiten meiner Kollegen mehr wundere, auch wenn sie noch so absonderlich klingen mögen.

Wie gewohnt war auch bei uns die Fahrt durch den Golf von Biscaya sehr stürmisch. Wenn ich auch selber um die eigentliche Seekrankheit herumkam, wohl war es mir doch nicht. Dr. Tobler reiste erster Klasse, Mas Bakal und ich bewohnten die Kabinen der zweiten. So sah ich unsern Chef erst wieder, als er am 17. November auf Deck kam, während sich das Schiff der Insel Barbados näherte.

Enttäuscht betrachtete ich das schildkrötenförmige, flachgebuckelte Eiland mit seinen grünen Zuckerrohrfeldern und den weißen Windmühlen. Zum Henker! Das waren keine Tropen, wie ich sie aus meinem Robinson Crusoe kannte und deshalb hier erwartet hatte. Allerdings änderte sich das Bild, als wir uns am andern Tag der Insel Trinidad näherten. Das hohe Küstengebirge von Venezuela tauchte am Horizont auf. Das Schiff fuhr durch die Boca de Huevos. Die hohen, senkrecht abfallenden Wände der Inseln Huevos und Monos waren gegen den Golf von Paria mit großen Bäumen bestanden, von denen Lianen herunterhingen. Das war die Landschaft, wie ich sie erträumt hatte. In der Ferne wachte der höchststehende Leuchtturm der beiden Amerika auf der Insel Chacachacare über die Boca Grande.

Ich konnte mich an den rasch wechselnden Bildern kaum satt sehen. Hatte nicht Columbus im Juli 1498 dieses selbe Meer, diese selben Inseln vor sich gesehen, als er auf seine dritte Reise ausgezogen war und dabei das Festland von Amerika entdeckte, ohne es zu wissen? Dutzende von großen und kleinen Schiffen, zwei- und dreimastige Segler, die den Dienst zwischen den Karibischen Inseln versahen, schaukelten auf der Reede der kleinen Hauptstadt Trinidads, Port-of-Spain, wo uns der Basler Geologe, Dr. Rudolf Schider, Sohn des bekannten Malers, erwartete und uns zum Bureau der Central Mining and Investment Corporation brachte.

Ein erster Gang durch die engen, eigentümlich riechenden Gassen von Port-of-Spain: nach fremdartigen Gewürzen ro-

chen sie, nach gesalzenem Fisch. Kräftig gebaute Neger in abgelegten Europäerkleidern. Dünnbeinige, schwächliche Ostinder mit weißen Lenden- und Kopftüchern. Im Gegensatz zu den eher armselig ausschauenden Männern waren die Indier-Frauen, die immer hinter ihrem Gebieter gingen, oft reich geschmückt mit Halsketten aus Goldmünzen. Neusilberne Ringe bedeckten ihre Arme, ein goldener Filigranknopf zierte den einen Nasenflügel. Aus der Nasenscheidewand hing ein Schmuckstück. Die Zehen trugen Ringe. Der ganze Reichtum des Mannes wurde von der Frau zur Schau getragen, die dazu ihren Körper in farbige Tücher hüllte. Ein schleierartiges Tuch bedeckte bei allen den Kopf.

Zweirädrige Karren, von einem Esel, einem Maultier oder einem Pferd gezogen, brachten Bündel steifgetrockneter, starkriechender Stockfische oder Fässer mit Pökelfleisch von den Schiffen nach den Lagerschuppen. Dazu summt ein Stimmengewirr von Englisch, französischem Patois der Neger, Spanisch, Chinesisch, Portugiesisch — ein Durcheinander von Sprachen, so bunt und vielfältig wie die Gerüche und Farben. Vorherrschend Französisch war die Sprache vieler weißer Pflanzer. Die frühesten dieser französischen Pflanzerfamilien wurden durch den vorzüglichen, letzten spanischen Gouverneur, Chacon, nach Trinidad gezogen. So kam es, daß die Mehrzahl der Einwohner französisch sprach, als die Briten im Februar 1797 die Insel besetzten und Chacon absetzten. Von den einstigen Einwohnern, den friedlichen Arawaken, gab es längst keine rassenreinen Vertreter mehr. Sie hatten die Insel Iëre, Land der Kolibris, genannt und waren kurz nach der Eroberung der Insel durch die Spanier in der Mitte des 16. Jahrhunderts als Sklaven verschleppt oder zum größten Teil ausgerottet worden.

Nach der Freilassung der Negersklaven 1834 wurden die Inder vom indischen Festland herbeigebracht, deren Priester mit ihren weißen senkrechten Linien auf der Stirne, dem großperligen Rosenkranz aus runden Samen um den Hals eine eigene Note in das Gewirr gaben. Die Chinesen sind heute noch die hauptsächlichsten Spezereihändler, deren Geschäfte enggedrängt im ältesten Stadtteil zu finden sind.

Wir hatten im alten, von einem Österreicher geführten Queen's Park Hotel gute Unterkunft gefunden, von dem aus man einen prächtigen Blick auf die große Savanna mit den schirmartigen Samanbäumen, den schlanken Palmen (*Roystonea oleracea*), den Chaguaramas der einstigen Indianer, hatte. Den Hintergrund bildeten die steilen Hänge der Northern Range. Von Osten her zogen große, dunkle Wolkenballen heran, entleerten sich über die Mittagszeit in wolkenbruchartigem Regen. Ihnen folgte ebenso schnell die stechende Sonne wieder, in deren feuchter Wärme vielfarbige Eidechsen auf kleinen Palmen und Sträuchern herumkletterten. Blaue, rötlich und grün schimmernde Kolibris schwirrten von einer Hibiscusblüte zur andern, und überall hörte man den aufdringlichen Ruf des «Kiskadee» (*qu'est-ce qu'il-dit?*) *Pitangus sulphuratus*, des schön gefärbten Spatzen von Trinidad.

Da wir erst am 24. November weiter nach dem Südostzipfel der Insel ziehen mußten, hatten wir Zeit, uns vorher die kleine, von hohen Felsen umgebene Bucht von Macaripe mit ihrer schmalen, sandigen Küste und ihrem herrlich kühlen, klaren Wasser anzusehen. Endlich nahm uns der Küstendampfer «Kennet» mit, der uns nach unserm Ziel, der Bucht von Guayaguayare, bringen sollte. Die «Kennet» konnte dort nicht in die Bucht einfahren. Zwei unbeholfene Boote mußten uns vom Schiff ans Ufer bringen. Um uns mit dem Lokalkolorit gut vertraut zu machen, erzählte uns der Kapitän schmunzelnd, während wir warteten, daß ein solches Boot auch schon umgekippt sei und alle 18 Insassen von den Haifischen aufgeessen wurden. Im seichten Wasser fuhren unsere Boote bald auf Sand. Einige stämmige Neger trugen uns auf ihren Rücken an Land, wo die vier Bungalows der einstigen «General Petroleum Co.» unter den Kokospalmen auf uns warteten. Hurrah! Ein Bubentraum war in Erfüllung gegangen: die Tropeninsel, die Palmen, der weiße Strand, das schimmernde, blaue, endlose Meer.

## II.

Beim ersten Morgenlicht war ich am Strand mit seinen vielen angespülten Muscheln, Schnecken und Algen. Krabben fraßen rosa und bläuliche Quallen (*Physalia*), deren lange Nesselfäden im Sand trockneten. Man hatte uns bereits vor diesen Geschöpfen gewarnt. Und da ich einige von ihnen wie Papierboote auf dem Wasser treiben sah, verzichtete ich lieber auf ein Bad. Alles war mir noch zu neuartig und zu fremd. Die typisch schweizerische Vorsicht lag mir ohnehin im Blut.

Später jedoch konnte ich meine Neugier nicht bezähmen und schwamm wunderfützig in die Nähe einer dieser länglichen, mit gekräuseltem Kamm verzierten Blasen. Schon spürte ich einen scharfen, brennenden Hieb an meinem Körper, um den sich zwei der vielen, meterlangen Fäden gewickelt hatten. Ich schwamm schleunigst ans Land zurück und bestaunte die Geschwülste, die deutlich wie Peitschenspuren zeigten, wo ich getroffen worden war. Daß bei einem Opfer, welches von den Fäden mehrerer dieser lieblichen Quallen gleichzeitig angegriffen wird, Herzstörungen auftreten können, wunderte mich von nun an nicht mehr.

Momentan interessierten mich die Krabben mit ihrem geschäftigen Getue mehr. Ich trieb sie aus ihrem Bau, worauf sie sich entweder ins Meer flüchteten oder im Loch einer andern Krabbe ein Versteck suchten. Als Aasfresser säubern sie emsig den Strand von allem Toten, das an Land gespült wird. Sie selber — besonders jene einer ovalen rötlich-blauen Art — liefern Material für ein ausgezeichnetes Gericht der ebenso hungrigen Menschen . . . Und den Großen frißt der Größte . . . wie der Dichter singt.

Dr. Jean Roux vom Basler Museum hatte uns eine Sammelkiste mitgegeben, um allerlei Getier, Reptilien, Amphibien, besonders kleinere Arten von Säugern, die sich alle im Alkohol konservieren lassen, mitzubringen. Obwohl wir keinen Alkohol besaßen (wir mußten uns den hochgradigen, teuren Rum dazu verschaffen), sammelte ich dennoch eifrig.

Für mich, den Neuling, blieb es überraschend, wie schnell

auf die dunkle Nacht der strahlend helle Morgen hier am 10. Grad nördlicher Breite folgte. Morgengrauen und Dämmerung sind sehr kurz. Mir fehlten deshalb jene Stunden, die ich daheim als die schönsten des Tages empfand: der Morgen mit seiner Kühle und den kleinen Bodennebeln, die von der Sonne verschluckt werden, die noch taunassen Gräser, der herbe Duft, der über der Erde liegt.

Hier zogen beim raschen Tagesanbruch die grünen Papageien (*Amazona amazonica*) paarweise lärmend vom Nachtlager zu den Futterbäumen. Der schwarze Gelbschwanz (*Ostinops decumanus*) rief von der hohen Kohlpalme (*Roystonea oleracea*), an deren Blattenden er seine kunstvoll gewobenen, über 1 m langen schlauchartigen Nester befestigt hatte. Ununterbrochen rauschten die großen federartigen Blätter der Kokospalmen im Morgenwind, und ununterbrochen rauschte das Meer. Es gibt Menschen, die dieses Rauschen lieben. Es gibt andere, die es nicht ertragen können. Auch meinen Schlaf störte es am Anfang, als ich unter dem Moskitonetz die erste Nacht hier auf der mit Kokosfasern gestopften, stark muffig riechenden, harten Matratze verbrachte.

Nachdem wir ausgepackt und uns eingerichtet hatten, zog ich mit ein paar Arbeitern ins Ölfeld, das etwa zwei Kilometer von der Küste entfernt am Rand des Urwalds lag. Es war vollständig verlassen und im «rastro» versteckt. Mit diesem Wort, das vom spanischen «rastrojo» abgeleitet ist, bezeichnen die Eingeborenen das «Baumunkraut», das dem gefälltten Hochwald folgt, falls die Rodung verlassen wird. Ich fand das «Bureau», eine aus Palmbrettern grob zusammengezimmerte Hütte, deren Dach aus verrostetem Wellblech bestand und vom Busch völlig überwachsen war. Dickes Spinnweb verhüllte den Eingang. Termiten und anderes Getier hatten von den Bohrberichten und den paar Büchern, die noch auf dem Regal standen, Besitz ergriffen.

Draußen zeigte mir der schwarze Obmann die verschiedenen Bohrlöcher, von denen die meisten trocken waren. Aus einigen floß grünlich schimmerndes, aromatisch riechendes Öl, das mich an den Geruch der «Kohinoor-Bleistifte» erinnerte. Das Öl sickerte in den in der Nähe vorbeifließenden

Pilote River, dessen Ufer von Balisier, einer wilden Bananenart (*Heliconia bihai*), völlig verdeckt waren. Zwischen den meterlangen, dunkelgrünen Blättern leuchteten die großen orange-roten Blütenstände mit ihren eigentümlich schiffartigen Blattscheiden, in denen im angesammelten Regenwasser eine besondere Tierwelt brütete. Ein zuckerrohrartiges, wildes Gras (*Gymnerium sagittatum*) wuchs an andern Stellen des Ufergebietes. Die bis sechs Meter langen geraden Stengel dieses Grases wurden hauptsächlich zum Bau von Wänden in den Hütten oder zum Bau von ganzen kleineren Häusern verwendet.

Einige aufgescheuchte «Alligatoren» (*Caiman sclerops*) plumpsten ins Wasser. Moskitos griffen mich unaufhörlich an, so daß ich kaum meine Notizen machen konnte. Mit dem langen Buschmesser, Cutlass, schlugen wir eine Schneise durch das dicht stehende Pflanzengewirr. Von weitem her tönte das Gebrüll des roten Brüllaffen, das den kommenden Regen anzeigte.

Schon begann es über den Bäumen zu rauschen, und bald stürzten die Wassermassen nieder, die uns unbarmherzig bis auf die Knochen näßten. Wer glaubt, die Eingeborenen schätzten solche Abkühlung, irrt sich. Da die meisten unter latenter Malaria leiden, verursachen diese Regenfälle oft heftige Fieber.

Als der Lauf des Pilote durch das Ölfeld skizziert war, wurden die Bohrberichte und Bücher auf eine Draisine, die von zwei Arbeitern gehandhabt wurde, gepackt, und vergnügt fuhren wir durch die abendliche Landschaft nach unserm Bungalow zurück. Tags darauf hieß es, im richtigen Hochwald unsern zukünftigen Camp-Platz suchen. Erst folgten wir dem Tal des St. Hilaire-Flusses. Dann ging es durch Bäche und versumpfte Talböden zum Lagon Bouff, einem runden Schlammteich in einer Waldlichtung, aus dem Salzwasser floß. Im dicken Brei bildete Erdölgas große Blasen, die mit dumpfem Knall platzten.

Mich hätte es gelockt, diesen unheimlichen Schlamm, der wie Quicksand alles in sich einsaugen muß, näher zu untersuchen. Aber meine Leute waren nicht dafür zu haben. Übrig-

gens glaubten sie fest, daß der Lagon Bouff unterirdisch mit dem Meer in Verbindung stehe, welches jenseits des Hügelzuges einige Kilometer entfernt gegen die Steilküste anstürmte. Meine Zweifel versuchte ein Jäger zu zerstreuen, da er es selbst erlebt haben wollte, wie ein von ihm gejagtes Pekari (*Dicotyles tajacu*, hier Quenk genannt) im Bouff versank und nachträglich von ihm selbst an der entfernten Meeresküste wieder gesichtet wurde. Später tischte mir der gute Mann (ich taufte ihn wegen eines hornartigen Gewächses auf der Nase den Nashorn-McCarthy) keine derartigen Märchen mehr auf und erwies sich als ausgezeichnete Kenner des Waldes und der Tiere, was mit der Zeit zu einer erfreulichen Zusammenarbeit zwischen uns beiden führte.

Auch an diesem Abend, da wir auf einem Hügel in der Nähe des Lagon Bouff unser erstes Camp aufgeschlagen hatten, wollte uns McCarthy ein kleines Wildschwein zum Abendessen beschaffen, mußte sich aber mit einem Gürteltier (*Tatusia novemcincta*, hier kurz Tatu genannt) begnügen, das uns allerdings einen mindestens so guten Braten verschaffte, als das Pekari getan hätte. Nach und nach wurde ich mit den Menus mehr vertraut, die sich mit dem ganz andern Eßmaterial solcher Gegenden zusammenstellen lassen. Zart wie Hühnerfleisch schmeckt der Gürteltierbraten oder der Braten der großen Eidechse Iguana. Trockenes Fleisch liefert das Aguti. Daß man, wie es vom Regierungsgeologen Cunningham-Craig erzählt wurde, auch das Fleisch der *Boa constrictor* (der Riesenschlange Macajuel) sich zubereitet servieren lasse, kam mir unverständlicher vor, obgleich in New Mexico und Arizona das Fleisch der Klapperschlangen in Konservenbüchsen heute zum Verkauf ausgestellt ist und als besonderer Leckerbissen gilt. Warum auch nicht? frage ich heute.

Damals erlebte ich auch zum erstenmal die gewaltigen Verheerungen, welche die Blattschneiderameisen (*Atta cephalotes*) anrichten. An einer Stelle unseres Waldes war mehr als eine Hektare des Baumbestandes aller Blätter beraubt. Ein ununterbrochener Strom von Ameisen zog auf den saubergeputzten Weglein, die strahlenartig vom Ameisenbau in den Wald führten, hinaus und zurück. Die Rückkehrenden trugen

ein eckig abgeschnittenes Blattstück wie ein kleines grünes Segel in den Kiefern. Nur die harten Blätter gewisser Palmen ließen sie unberührt. Die zum Hügel aufgeworfenen Stückchen von Ton wurden von Ameisen aus tiefgehenden Gängen an die Oberfläche gebracht und gaben mir dadurch Aufschluß über die Beschaffenheit des Untergrundes.

Nicht weniger auffällig und neu als der Ameisenbau waren für mich die kugelförmigen, bis 1 m messenden Nester der Termiten, die ich immer wieder an den Bäumen mit toten Ästen entdeckte. Der eigenartige Geruch der zerdrückten Termiten ist für den im Wald Arbeitenden immerzu gegenwärtig. Ich empfand ihn nicht als unangenehm. Vergessen habe ich ihn auch nach Jahren nicht. Später erzählte mir mein älterer Freund Ulrich, der in Trinidad lehrende Professor für Entomologie, vom geheimnisvollen labyrinthischen Bau der Nester. Er zeigte mir kleine, völlig degenerierte Käferchen, die an ihren Gliedern einen Saft ausschwitzen sollen, an welchem sich die Termiten wie der Mensch am Alkohol berauschen.

Der Ausbau unseres schmalen Pfades zum Lagon Bouff, das umständliche Vermessen mit Hilfe zweier Arbeiter wurde eine lange, mühsame Geschichte, dies um so mehr, als die Arbeiter nicht einsahen, weshalb sie für 5 Shilling Lohn mehr als nur am Vormittag schaffen sollten. Obgleich sie auf einer Pflanzung sich mit 2 Shilling begnügen mußten, kam ihnen jene Arbeit natürlicher vor als das, was der Weiße mit ihnen nun im Hochwald zu tun vorhatte.

Nachdem der oberste Teil des Hügels über dem Lagon Bouff bis auf einige große gesunde Bäume abgeholzt war, wurden Pfosten eingegraben, die mit einem Dach aus ziegelartig neben- und übereinandergereihten Blättern der Caratpalme (*Sabal glaucescens*) unsere drei Hütten abgaben. Ein kleiner Graben um jede Hütte leitete das Regenwasser ab. Knebelwege führten von der Küche zum Wohn-, Eß- und Arbeitsraum. Ein Hag umgab unser Lager, um die Hunde des Arbeiter-Camps wegzuhalten. Meine Hängematte mit dem Moskitonetz hing unter meinem Dach.

Vergnügt und stolz betrachtete ich das getane Werk — bis

es Abend wurde. Dann begann die Schlacht. In Mengen rückten die Moskitos an, so daß ich mich schleunigst unter das Netz verzog. Immerhin konnte ich mich dieser freundlichen Tiere, die zu sehen waren, erwehren, was bei den abertausenden von winzigen Sandfliegen (*Culicoides furens*), die im salzigen Wasser brüten und die sich über mich hermachten, nahezu unmöglich war. Hartnäckig und unbarmherzig stachen mich die Tiere an Händen, Füßen, im Gesicht, krochen in die Ohren, die Nase, verlustierten sich auf meine Kosten, wo und wie sie konnten! Wir hatten den Fehler begangen, unsere Hütten in der Nähe des Lagon Bouff zu bauen, was mir seit jener ersten Erfahrung für alle späteren Zeiten eine Lehre bleiben sollte.

Als die Dunkelheit völlig war, hörten die Sandfliegen mit ihren Angriffen auf. Auch die Moskitos benahmen sich anständiger. Wir konnten es wagen, unter den Netzen hervorzukriechen und uns zum Abendessen um den Tisch zu setzen: Fleisch, Reis, vermengt mit dem äußerst scharfen, roten Pfeffer (*Capsicum annum*), den man mit Salz in einer Kokoschale zu einem Mus zerrieb, das Tobler und Mas Bakal «Sambal» nannten. Mir liefen zwar beim Essen die Tränen in Strömen über die Backen. Aber was tut man nicht alles, wenn der Chef, Tobler, behauptet, das sei ein wichtiges Prophylacticum gegen die Tropenkrankheiten? Mit mehr Begeisterung folgte ich Toblers Rat nach meinen ersten Malaria-Anfällen, mir regelmäßig einen Whisky mit Wasser zu Gemüte zu führen, wenn erst die Sonne untergegangen war. Vorher hatte ich jeglichem Alkohol in den Tropen entsagt.

Auf unserm offenen Camp-Platz konnte ich mit großem Interesse zahllose kleinere Tiere beobachten, die man im dichten Wald selten zu sehen bekam. Da hopste die riesige Kröte (*Bufo marinus*) in die Nähe unserer Petrollampe, um sich an den Käfern und Motten, die das Licht anzog, gütlich zu tun. Mit erstaunlicher Treffsicherheit schnellte die Zunge der Kröte nach den großen schwarzen Käfern, beförderte sie rasch ins breite Maul, von wo aus man sie förmlich den Hals hinunter in den Magen kriechen sah.

Eines Tages flog ein großer Vogel auf einen der nahen

hohen Bäume. «Wild Turkey», belehrte mich unser Jäger McCarthy. Erst später erfuhr ich, daß es sich um ein Guam (Pipile pipile) handelte, das heute in Trinidad sehr selten geworden ist. Da wir frisches Fleisch brauchten und ich selber einmal mich als Jäger betätigen wollte, obgleich ich bisher noch nie auf ein Tier geschossen hatte, holte mir McCarthy die Flinte, einen alten Vorderlader. Er stopfte Pulver, gehacktes Blei, Nägel in die Eisenröhre und machte das fürchterliche Instrument mit Hahn und Zündkapsel auf einem zer schlagenen Kolben fest. Ich setzte an, zielte nach dem Vogel, drückte ab — ein mächtiger Knall, ein dicker Rauch, die Flinte lag am Boden, und ich war überzeugt, daß ich mein Schlüsselbein gebrochen habe. Es war zwar nicht gebrochen, schmerzte aber noch einige Tage kräftig, und ich war vom Schießen auf Trinidad endgültig geheilt. McCarthy holte den «Wilden Truthahn», der gemächlich auf einen höhern Baum geflogen war, mit einem zweiten Schuß herunter. Als der Vogel mit seinen schönen, stahlblauen Halslappen vor mir lag, war mir doch nicht ganz wohl bei der Sache.

Ziemlich häufig hörte ich im Wald sich rasch folgende, schlagartig metallene Töne, als ob man mit einem Hammer auf einen Amboß schlüge. Daß es sich um einen Frosch handle, wie die Eingeborenen behaupteten, glaubte ich nicht. Ich hatte mit meinem Zweifel recht. Denn als ich einmal diesen Tönen nachschlich, entdeckte ich auf einem Baum einen Vogel, der eben «geschlagen» hatte. Er trug ein seltsam zottelartiges Halsgehänge. Ich konnte ihn später als Prochias averano (Anvil bird, Amboß-Vogel, Campanero) bestimmen.

In Vollmondnächten schreckte mich der Ruf eines Wesens auf, das in Todesnöten zu sein schien. Einem hohen lauten Schrei folgten etwa sechs Töne in fallenden Kadenzen, um in einem tiefen Seufzer zu enden. Wer je in solchen Nächten mit 42 Grad Malariafieber schlotternd in der Hängematte lag, wird die markdurchdringenden, langsam ersterbenden Klageöne nie vergessen. Wie gut paßt der Name «Poor-me-one» (ich armer Teufel), den die Waldleute ihm geben, zu diesem Tier. Sie behaupteten auch einmütig, es handle sich um das kleine, seidenhaarige Faultier (Cyclops didactylus),

und ich glaubte ihnen, weil Name und Tier gut zusammenzupassen schienen. Später erfuhr ich, daß es sich um einen großen Ziegenmelker (*Nyctibius griseus*) handelt. Gesehen habe ich ihn nur ein einziges Mal. In einer neuen Rodung stand ein verkohlter Baumstamm, auf dem sich etwas abhob, das einem Ast glich. Beim Näherkommen entdeckte ich einen graubraunen Vogel mit einem breiten, senkrecht in die Luft gerichteten Schnabel und großen geschlossenen Augen. Leider hatte ich keine Camera bei mir. Am nächsten Tag war er nicht mehr dort.

Ein großer Teil des Hochwaldes der sandigen Böden von Guayaguayare besteht aus Mora-Bäumen (*Dimorphandra mora*), die bis 40 m hoch und über den bretterartigen Stützwurzeln bis 2 m dick werden. Die Morabäume stehen so dicht, daß kaum ein anderer Baum neben ihnen aufwachsen kann. Durch diese Art Hochwald ist es leicht zu kommen. Ganz anders steht es in sumpfigen Gebieten. Dort mußten wir stundenlang äußerst vorsichtig den Weg durch die vielstämmigen Palmen (*Bactris*) mit ihren fingerlangen, scharfen Dornen schlagen, um nur wenige hundert Meter vorzurücken.

Die Vermessung des topographisch kaum bekannten Gebietes wurde nun systematisch durchgeführt. Schneisen wurden geschlagen, mit der Tranchemontagne vermessen, jede Wasserscheide, jede Überquerung eines Baches wurde in einer Baumkerbe oder auf einem eingetriebenen Pfahl mit Buchstaben und Nummern vermerkt. Die Bäche und Flüsse wurden mit dem Handkompaß aufgenommen. Halbleere Flußbetten dienten als Wege, auf welchen man rasch vorwärts kam. Auch fanden wir in Bachbetten die meisten Aufschlüsse von Gesteinen. Alle Feststellungen wurden samt einer Skizze des Bachbettes ins Feldbuch eingetragen. Bei geschichteten Steinen wurden die Fallrichtung und der Fallwinkel der Schichten gemessen, die Natur des Gesteins notiert, das Vorhandensein von Fossilien geprüft. Wenn nötig, verpackte ich gewisse Muster in Säcklein und versah sie mit der Standortsnummer.

Zogen wir für mehr als einen Tag aus, verstaute ich Hängematte, Moskitonetz, Proviant in einer Kiste, die einer der Männer auf dem Kopf trug. Wir hatten gewöhnlich Reis, Mehl,

Fett für die Arbeiter bei uns. Das Fleisch lieferte uns ein Gürteltier, Aguti — oder, wenn wir Glück hatten, ein Reh («biche», *Mazana rufa*). Hatten die Jäger, die rufend und schreiend mit ihrem Cutlass den ausgehungerten Hunden nachrannten, einen Bock erlegt, so schnitten sie dem Tier die Hoden ab und rieben damit die Schnauze der Hunde ein. Damit sollten die Hunde später die Spur besser erkennen und verfolgen. Fand man gar am Bachufer das Wohnloch eines Lappe (*Coelogenis paca*), so hörte sofort alle Arbeit auf. Nun galt es nur, diese zweitgrößte Art von Nagetieren zu erwischen, deren Fleisch als besondere Delikatesse geschätzt ist. War einem streng Gläubigen während der Fastenzeit Fleischessen verboten, nannte man den Nager ganz einfach Fisch, da er ja beim Wasser lebte. War die Jagdbeute mager, begnügte man sich auch mit einer Landschildkröte (*Testudo tabulata*).

Da es um 6 Uhr bereits erheblich dunkel ist, bauten wir unser Lager schon nach 4 Uhr, ein einfaches indianisches Schutzdach, Ajupa, auf drei gegabelten Pfosten, mit einem dünnen Querbalken. Es war ein steiles Dach aus Palmblättern, und darunter das Lager der Leute, bestehend aus armdicken Baumstämmen, die man mit Blättern gedeckt hatte. So blieben wir alle, auch ich, der ich meine Hängematte am Querbalken unter dem Dach befestigt hatte, vor Regen geschützt.

War das Abendessen (Reis mit zerstückeltem Fleisch) fertig gekocht, wurde es auf große Blätter geschüttet. Die Leute legten oder setzten sich darum herum auf den Boden, und jeder aß mit der Hand. Dazu wurde als Getränk Kaffee oder Cacao in Konservenbüchsen herumgereicht. Der Cacao der Eingeborenen ist eine dunkelbraune, harte Masse, die man in Kugelform auf dem Markt kauft und die man in kochendes Wasser schabt. Da die Masse noch die natürliche Cacaobutter enthält, schwimmen Fettaugen auf der Flüssigkeit, welche mit feuchtem braunem Zucker (in meinen Bubenjahren kannte ich ihn als Immelizucker) gesüßt wird.

Nach dem Essen steckten sich die Mannen ein Gipspfeifchen zwischen die wulstigen Lippen. Waren sie nicht zu müde, so wurde noch etwas gesungen. Die oft schwermüti-

gen, oft aufpeitschend heiteren Melodien klingen heute noch in meiner Erinnerung. Langsam erlosch das Feuer. Kleine Leuchtkäfer schossen im Zickzack-Flug, bald anzündend, bald auslöschend, durchs Gebüsch. Hin und wieder erschien unter ihnen ein großer Leuchtkäfer (*Pyrophorus nuctuluca*) mit seinen starken Lichtern an beiden Seiten des Brustschildes.

Um 8 Uhr wurde die Sturmlampe auf eine schwache Flamme heruntergeschraubt und über uns aufgehängt, damit stets ein wenig Helle herrschte und die kleine Vampirfledermaus (*Desmodus rufus*) verscheuchte, welche uns sonst angegriffen und unser Blut abgezapft hätte. Mensch und Tier können vom kleinen Vampir bis zu einem gewissen Schwächezustand geschröpft werden. Vor allem aber ist diese Fledermaus die Überträgerin einer tollwutartigen Krankheit, weshalb sie gefürchtet und auf Weisung des Gesundheitsamtes gejagt wird. Doch davon wußte man damals noch nichts.

Im allgemeinen schlief ich nie tief. Immer wieder weckten mich die zahllosen Geräusche des Waldes. Ununterbrochen zirpten die Zikaden. Die kleine Kröte (*Eupemphix pustulosus*) schrie ihr uh-uh-uh . . . Frösche, besonders große Hyla-Arten, lärmten. Mit dumpfem Donner fielen ab und zu alte Baumriesen, für die der Reichtum an Epiphyten zu schwer geworden war, so daß sie meist in ganz windstillen Nächten unvermittelt zusammenbrachen. Besonders verwirrend, geheimnisvoll wurde das Leben in Vollmondnächten, das alle Geister des Hochwaldes wachhielt.

Noch ehe es tagte, waren meine Leute wach und machten Feuer, denn der Morgen ist von einer herrlichen Frische, die aber von den Eingeborenen nicht geschätzt wird. Mit glänzenden Speeren brach das Sonnenlicht durch das dunkle Dickicht. Vom Camp-Feuer schlich der Rauch durch die Bäume und mischte sich mit dem leichten Nebel. Die Vögel waren erwacht und riefen. Paarweise davonfliegend krächzten die Papageien über unsern Köpfen. Schmetterlinge flatterten dem Bach entlang. Oft entdeckte ich die Gattung *Heliconia* mit den schmalen, schwarzen Flügeln und roten und grünen Bändern, die sich mit ihrem eigentümlich riechenden Schutzsaft gegen das Gefressenwerden durch die Vögel schützt.

Um sieben Uhr: Aufbruch zur Arbeit. Die noch nassen Kleider vom Tage vorher waren kalt, aber bald hatte man sich im Gehen erwärmt, das Schwitzen begann. Der Weiße wird weißer im nassen Tropenwald, und der Neger wird graubraun. Da wir im Dezember standen, goß es täglich mehrere Male aus Kübeln. Kein Wunder, daß mich nach wenigen Tagen Kopfweh plagte. Schüttelfrost überfiel mich. Es war nicht schwer zu erraten: die Malaria hatte mich erwischt. Ich torkelte ins Camp und kroch in meine Hängematte.

Am 20. Dezember kamen auch Tobler und Mas Bakal zu mir in mein neues Camp. Beide hatten hohe Fieber. Tobler war käseweiß und abgemagert. Mas Bakal war apathisch. Wir mußten die Malaria ungefähr zur gleichen Zeit von unsern Leuten erwischt haben. Am Heiligen Abend lag Tobler im Delirium mit  $42^{\circ}$  Fieber. Mas Bakal war nicht viel besser dran. Die Arbeiter und der Koch hatten uns verlassen, um im Dorf Weihnachten zu feiern. Ich selber war zum Glück am Weihnachtstag wieder auf den Beinen, wußte aber nicht, wie ich Toblers Fieber meistern könnte. Da fiel mir meiner Mutter Methode ein, und ich versuchte dem Fieber mit kalten Wickeln beizukommen.

Chinin fand ich keines. Wir hatten auch zuvor nie Chinin prophylaktisch geschluckt, obwohl sich Tobler doch in den Tropen auskennen mußte. Für mich waren diese Weihnachtstage eine zweite Lektion, die ich nie vergaß: keine Exploration ohne eine vernünftig ausgerüstete Feldapotheke mit klaren Anweisungen. Natürlich besaßen auch wir einige der notwendigsten Hilfsmittel zur Behandlung von Wunden oder Kopfweh, aber Chinin fehlte!

Essen mochte keiner von uns dreien. So braute ich Tee. Bald kehrte der Koch wieder zurück. Die Fieber ließen nach. Ein paar Tage später waren wir wieder an der Arbeit. Spätere Malaria-Anfälle vermochten mich nicht mehr von der Arbeit abzuhalten. Ich war bereits etwas immun geworden und war stolz darauf.

In den ersten Tagen des Jahres 1914 arbeitete ich im abgelegensten Wald der Westgrenze unserer Konzession. Nach den feuchten Sandsteinschluchten und Morawäldern kam ich

nun in die Mischwälder der weichen Hügelformen mit ihren Tonböden. Dort ragten einige riesige Cedarbäume (*Cedrela mexicana*) gen Himmel mit ihrem rötlichbraunen, wie Satin glänzenden, angenehm duftenden Holz, aus dem die bekannten Cigarrenkistchen hergestellt werden. In Trinidad ist es das begehrteste Material für Möbel und Hauswände, da es wegen seines Öles von Insekten, besonders Termiten, nicht angegriffen wird. Zwischen den großen, brettartigen Stützwurzeln dieser bis 40 m hohen Bäume konnte man sich bequem ein Lager bauen. Heute stehen wohl keine jener Zeugen des unberührten Waldes mehr auf der Insel südlich der Bergkette der Northern Range, doch an kleinen Cedarbäumen fehlt es nicht.

Auch einem andern dieser Baumriesen setzte der Mensch unbarmherzig zu: der Balata (*Mimusops balata*), deren hartes, termitensicheres Holz er heute sucht, nachdem er einst aus dem Saft der Rinde Kautschuk gewonnen hatte. Die runden, kleinen, süßen Früchte gehören zu den wenigen essbaren Früchten, welche der Wald liefert. Daneben sind die gelben, walzenförmigen Früchte des *Hogplum* (*Spondius monbin*) mit ihrem säuerlichen Fleisch immer willkommen. Pflanzen, die man als Gemüse verwenden könnte, sind äußerst selten. Ich habe eigentlich nur die nußartig schmeckende Blattknospe der Kohlpalme oder der Palmiste der Eingeborenen, dieses bis 60 m hohen königlichen Baumes, roh und gekocht gegessen.

Orchideen, nach welchen man mich immer fragte, gibt es an die zwanzig verschiedene Arten, kleine, sehr hübsche, aber nicht von überwältigender Schönheit. Unter ihnen ist die Vanille wohl auch bei uns wegen ihrer Frucht die bekannteste. Unter den Lianen interessierte uns besonders jene Art, die in wasserarmen Gebieten vorkam und Flüssigkeit aufspeicherte. Oft wurde ein kurzer Halt gemacht; wir schnitten ein etwa zwei Meter langes Stück einer solchen am Boden kriechenden Liane heraus und ließen das kühle Wasser des senkrecht gehaltenen Stückes in den durstigen Mund fließen.

In einem der bergigen Tälchen stolperte ich eines Tages beinahe über eine schlafende Macajuel, die bekannte *Boa constrictor*, die ich bis jetzt nur in einem Zoo gesehen hatte.

Ehe ich es verhindern konnte, hatte ihr einer meiner drei Leute mit einem kräftigen Stockschlag einige Rückenwirbel zerbrochen. Zischend und fauchend fuhr das etwa drei Meter lange Tier auf. Mit einer schnell zurechtgeschnittenen Holzgabel hielt ich ihren Kopf auf den Boden und schnitt ihn ab, um so der Quälerei ein Ende zu bereiten. Leider hatten wir keine Zeit, die es mir erlaubt hätte, die prächtig irisierende Haut mit ihren dunkeln, sattelartigen Zeichnungen abzuziehen. Den Kopf nahm ich mit für meine Sammlung. Den Körper legte ich in das kühle Wasser des Baches, um am nächsten Tag die Haut zu holen. Tobler aber schickte mich in ein anderes Flußgebiet, und ich hütete mich, ihm zu sagen, daß im Oberlauf unseres Trinkwasserzuflusses eine tote Schlange auf mich wartete.

Schlangen fehlten natürlich auf unserer Insel nicht. Unter den 36 Arten gibt es zwar nur drei giftige, von welchen die gefährlichste der Buschmeister ist (*Lachesis mutus* oder *Mapipi z'anana*, wie er in Trinidad wegen seiner an Ananas erinnernden, geschuppten Haut heißt). Die mit der Klapperschlange verwandte *Mapipi* wird bis 3 m lang und ist im Wald häufig, wie ich selber beobachtete. Als einmal einer unserer vierbeinigen Begleiter seine wunderfitzige Schnauze zu tief in den verlassenem Bau eines Lappe steckte, brach er plötzlich in ein fürchterliches Geheul aus. Ich kam gerade noch dazu, wie meine Leute die *Mapipi*, die den Hund gebissen hatte, töteten. Der Hund folgte uns winselnd. Nach kurzer Zeit schwellen sein Leib und seine Beine auf. Blut floß aus der Nase. Ich schlug vor, man solle den Hund erschießen, anstatt ihn leiden zu lassen. Der Eigentümer wollte nichts davon wissen. So wurde der Verletzte an einen Baum gebunden und wir zogen weiter. Als wir am Nachmittag zurückkehrten, lebte der Hund immer noch. Wir trugen ihn ins Camp zurück — und zwei Tage später zottelte er vergnügt und gesund wieder mit uns in den Wald.

Viel angriffslustiger als der Buschmeister ist die *Fer-de-lance*, die *Mapipi Balsain* (*Bothrops atrox*) der Einwohner, die zum Glück in den Wäldern von Guayaguayare, wo wir arbeiteten, selten vorkam. Die Eingeborenen schlagen alle

Schlangen tot, da sie überzeugt sind, daß nur eine tote Schlange harmlos sei. Mehr als einmal gelang es mir, einen in Not geratenen Frosch, dessen ganz typischer quiekender Ruf mich herbeilockte, aus den Zähnen einer Schlange zu lösen. Schon als Bub hatte ich meine Österreicher Natter, die ich am Hörnli fing, von meinem Finger gelöst, indem ich sie am Genick faßte, meinen Finger langsam weiter und weiter in den Schlund hineinstieß, wobei sich das Schlangenumaul von selbst öffnete.

Immer wieder spukte die Malaria in meinem Körper. Immer wieder lese ich heute in meinem Feldbuch die kurze Notiz: «Morgens ab, mit Skizzieren begonnen, bald aufgehört, Schüttelfrost, Schwäche, Augenbrennen. Eine Stunde in der Sonne gelegen. Nützte nichts. Zurück ins Camp . . .» Nun hatten wir allerdings inzwischen Chinin erhalten, welches den Anfall rasch bodigte, auch wenn es die unangenehme Nachwirkung hatte, daß es das Gehör beeinträchtigte.

Auf großen Märschen verrechneten wir uns leicht in der Zeit. Die Dunkelheit überraschte uns. Wir hatten drum oft eine kleine Flasche mit Petrol bei uns. Etwas Werg wurde in den Flaschenhals gesteckt, angezündet, und mit dem stark rußenden Licht dieser Fackel ging der Jäger voraus, um wenigstens die Schlangen zu verscheuchen. Es gab einen gespenstigen Wechsel von rötlicher Helle und schwarzen Schatten, dem wir, wie Akrobaten balancierend, über den schlüpferigen Weg folgten. Ich hatte durch eigenes Beobachten und mit Hilfe des Jägers mancherlei gelernt, was mir half, nötigenfalls den Rückzug durch den Wald zu finden: ich übersah kleine geknickte Zweige, die jemand beim Durchstreifen gemacht, nicht mehr. Ich konnte das ungefähre Alter einer Kerbe im Stamm oder eines abgeschnittenen Astes schätzen. Begreiflicherweise kannte der Jäger Tierspuren bedeutend besser als Vogelstimmen.

Wenig angenehme Bekanntschaften machte ich mit den verschiedenen Wespenarten, die ihre papierenen Nester unter die großen überhängenden Blätter bauen. Wehe, wenn ein unvorsichtiges Buschmesser ein solches Blatt herunterhieb. Stillstehen und nicht mit den Armen fuchteln war die erste

Regel, sich einfach stechen lassen . . . Manchmal warf ich mich schnell auf den Boden und deckte das Gesicht mit beiden Händen. Das gemeinste Luder unter ihnen war die «Marybon mit dem feurigen Hintern», wie die Eingeborenen sie nannten (in Brit.-Guayana «Marabunta», ein indianischer Name also). Diese große, blaue, zum Glück ziemlich träge Hornisse baut kleine Nester, die wir gewöhnlich mit einer Fackel aus dürren Blättern verbrannten, ehe die Wespen ausfliegen konnten. Kleinere Nester zerdrückte der Jäger oft mit der bloßen Hand, die er zuerst unter der Achselhöhle riech. Da der Schweiß des Negers fast ebenso penetrant ist wie der eines Stachelschweins, mochten die Wespen dadurch betäubt werden, oder der Schweiß verhinderte die Wirkung der Wespenstiche . . . ? Genaueres konnte mir der Jäger nicht darüber sagen. Nur war es wichtig, daß man sich gegen diese freundlichen Biester so gut als möglich schützte; denn ein paar Stiche der Marybon genügen, um einen schwächlichen Menschen besinnungslos zu machen.

Auf unsern Exkursionen, oder abends beim Feuer, versuchte ich das Patois zu verstehen, das meine Leute untereinander sprachen, wenn sie wollten, daß der «Blanc» nicht wissen sollte, was sie verhandelten. Mit mir redeten sie eine Art Kreol-Englisch. Manche der Patois-Worte begriff ich rasch; aber der Sinn des Gesprächs blieb mir verborgen. Beim Trinidad-Patois fielen mir in erster Linie die Vokaländerungen auf: e wird häufig i oder zu u (demande = diman; cheval = chouval), r wird durch u ersetzt (brave = bouave; vrai = vouai; prix = poui etc). Buchstaben oder Silben werden am Anfang, in der Mitte, am Ende des Wortes einfach fallengelassen (accrocher = cocher; chambre = cham etc.). Die älteren, ursprünglicheren Neger waren stark mit der Natur verbunden, was sich in vielen außerordentlich zutreffenden Sprichwörtern zeigte: ous poncor travesser laivièr, pas jirer maman caiman! Du hast den Fluß noch nicht durchkreuzt, beschimpfe also die Mutter des Caimans nicht! Das ist insofern doppelt bezeichnend, als es für den Neger die größte Schmach ist, wenn man seine Mutter beleidigt.

Viele dieser Patois-Sprichwörter sind ins heutige Kreol-

Englisch übergegangen. In meiner ersten Trinidadzeit war das Patois noch die Sprache der schwarzen Bauern, Fischer, Jäger, Marktweiber. Es hielt diese Menschen zusammen in ihrer Abwehr gegen die immer mehr sich ausbreitenden Ostindier und andern Fremden, denn die Neger betrachteten sich als die wirklichen Eingeborenen der Insel. Heute ist das Patois am Aussterben.

Anfangs Februar arbeiteten wir in einem andern Gebiet des völlig unberührten Hochwalds und bauten uns auf einer Anhöhe beim Stone River ein prächtiges Camp. Ein großes Blätterdach schützte die etwa zwanzig Arbeiter, die ihre Pritschen durch Wände von Caratpalmbllättern voneinander trennten. Der Vorarbeiter schlief für sich. Ein weiteres Dach deckte die Küche der Leute, die sich gruppenweise um die verschieden großen Kochtöpfe sammelten. Für uns wurde eine Küche mit einem gut gebauten Vorratshaus erstellt, gut gebaut, denn es meldeten sich ununterbrochen mehrfüßige Liebhaber, die sich hier etwas holen wollten. Besonders das Opossum (*Didelphis marsupialis*, von den Eingeborenen Manicu genannt) stattete uns gerne einen Besuch ab, worüber unsere Leute nicht im geringsten erbost waren. Ihnen gilt das Opossum als besonders guter Braten. Mir tat das Beuteltier leid, wenn es mit seinen erschrockenen Augen in das Licht der Laterne starrte, während auf seinem Rücken ein Dutzend kleine spitzköpfige Körperchen sich am Schwanz der Mutter festhielten, um den sie ihre eigenen nackten, rattenartigen Schwänze gewickelt hatten. Die vielen kleinen aufblitzenden Äuglein über den großen rot-aufleuchtenden Augen der Mutter schützte ich vor Hund und Jäger. Ein einzelnes Manicu dagegen landete im Kochtopf.

Neben der Küche stand das große, schön ausgebaute Haus von Tobler und Mas Bakal. Dort wurde gegessen und gezeichnet. Die Einrichtung war urwaldmäßig «ländlich». Toblers Liegestuhl blieb das einzige importierte Möbel und nahm sich trotz seiner Bescheidenheit hier gar vornehm aus. Da die vier Seiten des Hauses von einer etwas über 1 m hohen Wand aus geflochtenen Palmbllättern abgeschlossen wurden, herrschte eine heimelige Atmosphäre, die ich besonders ge-

noß, wenn ich an meine Nächte unter dem steilen Dach einer Ajupa im Wald dachte. Hinter dem Haupt-Camphaus lagen die Schlafstellen des freundlichen österreichischen Geologen Dr. Ludwig Sommermeier, der sich zu uns gesellt hatte, um topographisch und geologisch zu arbeiten, dasjenige des tüchtigen Landvermessers Massy und das meine. Das Badehäuschen mit dem Wasserkessel stand zwischen den Hütten. Manchmal zog ich vor, mich im Bach zu baden, wenn der Körper wieder einmal eine Ladung der kleinen, roten, äußerst unangenehmen Krätzmilben, «bêtes rouges» (*Leptus batatas*) erwischt hatte. Mit seinen Knebelwegen zwischen den Hütten war das Stone River Camp ein kleines sauberes Dörfchen, das besonders freundlich aussah, wenn zur Mittagszeit unsere Wäsche an den aufgespannten, schnurartigen Lianen in der Sonne trocknete.

Nur die Hunde unserer Leute, die den «Jiggerfloh» (Sandfloh, *Sarcopsyla penetrans*) mit sich brachten, blieben von Übel. Wie sein Name sagt, dringt dieser Floh tief in die Haut der Füße, wo sich das Weibchen eingräbt und seinen stecknadelgroßen Eiersack aufschwellen läßt, den man sorgfältig entfernen muß, um keine Infektion zu riskieren. Hin und wieder lasen wir auch Zecken auf.

Zwei- bis dreimal wöchentlich zog der Jäger nach Guayaquayare, um die Post zu holen. Briefe und Postkarten aus der Heimat! neben andern weniger wertvollen Berichten. Lebenszeichen von Freunden in der Ferne, die über vieles hinweghalfen:

«In den Tropen, wo die Affen  
auf den Tubackbäumlein schlafen,  
in den Tropen möcht ich sein!  
Doch auch hier, den Schatz im Arm,  
hab ich vierzig Celsius warm  
und den Aff gratis vom Wein . . .»

Wie wohl tat dieser Stoßseufzer meines Naturaner Freundes!

Tobler las natürlich die «Basler Nachrichten», eifrig, auch wenn die Neuigkeiten uns mit einiger Verspätung erreichten. Selbst die lokale «Port-of-Spain Gazette» fand ihren Weg in unser Buschcamp. Mich, den Neuling, beeindruckten in der

«Gazette» hauptsächlich die vielen Morde und Totschläge, die es auf der Insel gab. Daß, was hier immer wieder vorkam, ein Inder seine in flagranti ertappte ungetreue Ehefrau mit einem Schlag des Cutlass ins Jenseits beförderte, kam mir grausam, unsern Negern aber unverständlich vor. Wegen einer Frau den Galgen riskieren: das hatte für einen Neger keinen Sinn. Denn der Neger kannte den Familienstolz des Inders nicht. Die Negerin ist nicht aufs Heiraten versessen. Sie will ihre Freude am Mann haben, will Kinder bekommen, die einmal für sie sorgen. Kein Wunder, daß 60% aller Negerkinder unehelich sind. Auch meine Arbeiter kannten meistens ihren Vater nicht und fragten ihm nichts nach. Ihr Heim war der Ort, wo die Mutter lebte.

So verging Woche um Woche. Auch der Sonntag war Arbeitstag, da es Tobler daran lag, die Vermessungen so schnell als möglich zu beenden. Das Leben im Wald war nicht immer eitel Frohmüt, obgleich die schöne Trockenzeit inzwischen angebrochen war und wir viel mehr Sonnen- als Regentage zählten. Als ich eines Abends heimkehrte, waren Tobler und Mas Bakal samt dem Haushalt ausgezogen, ohne mir ein Wort gesagt zu haben. Nicht einmal einen Tropfen Petrol oder eine Kerze hatten sie zurückgelassen, als sie nach dem Küstenbungalow aufbrachen, das ich seit Anfang Dezember nicht mehr gesehen hatte. Da das Camp verlassen war, schichtete ich alles Brennbares zu einem großen Holzstoß, zündete ihn an und saß wehmütig neben dem Feuer, drehte mir eine Cigarette, dachte an daheim, wo keine Affen auf Tubackbäumlein schlafen, man aber beim Schatz 40 Grad Fieber haben kann, und kroch in die Hängematte, als nur noch etwas Glut in der Asche glomm.

Im März 1914 kam ein junger englischer Geologe als Vermessungsassistent in unser Camp. Er war ein aufgeweckter, fröhlicher Bursche voll Humor und «practical jokes», die die Engländer so sehr lieben. Er streifte durch den Wald wie ein Kind, konnte vier Tage unterwegs sein, ohne das zu finden, was seine Aufgabe gewesen war. Als ich eines Nachts in meine Hängematte kletterte, entdeckte ich im Halbdunkel darin einen kleinen nackten Körper, der nicht in mein «Bett»

gehörte und sich beim nähern Zusehen als ein ausgebalgter Brüllaffe entpuppte. Ich ließ meinen fast gleichalterigen Kollegen unter seinem Dach ruhig erst einschlafen. Dann legte ich den grausigen feuchtkalten Körper leise auf ihn und verschwand. «Practical joke . . .» Ich sagte es ja.

Unser junger Freund war am 25. Februar 1917 dabei, als die «SS Laconia» nahe der irischen Küste von den Deutschen versenkt wurde. Er entkam, während Fortunat Zyndel mit ihr unterging. Viele Jahre später traf ich unsern Freund in Caracas in einem bedauerlichen Zustand. Ihm wurde nicht ein Schiff, sondern das Tropenleben mit Cocktails als Frühstück zum traurigen Untergang.

Auf einer der größeren Rekognoszierungen gelangte ich mit meinen Arbeitern zu dem verhältnismäßig großen Ortoire-Fluß, dessen Lauf ich skizzierte. Als wir an einer lichten, grausigen Stelle arbeiteten, baten mich meine Leute, das Flußufer zu verlassen; das sei der Platz, wo die mächtige Schlange «Huile» lebe, die einen Menschen erdrücken und verschlingen könne. Ich konnte mir zu dieser Behauptung keinen Vers machen, sah aber viel später im British Museum die Haut einer «Huile», einer Anaconda (*Eunectes murinus*) aus Trinidad, die fast 9 m lang war. Heute findet man solche Tiere in Trinidad kaum mehr, da sie viel jünger getötet oder an zoologische Gärten verkauft werden. Wo die Anaconda lebt, lebt auch die Seekuh «Manatee», die sich vom Ufergras des Ortoire nährt. Gesehen habe ich sie nicht, wohl aber die Fraßspuren.

Das Wasser des Flusses war, wie ich feststellte, etwas brackisch, also konnte die Mündung nicht mehr fern sein, dachte ich. Drum entschlossen wir uns, die Küste zu erreichen, um dort die Nacht zu verbringen. Die Küste erreichten wir nicht. Dagegen kamen wir durch Kakaopflanzungen zu einer Hängebrücke, und beim Eindunkeln zum Dörfchen Mayaro, das unter hohen Kokospalmen am Meer liegt. Ein eleganter weißer Pflanzler musterte uns Burschen in schmutzigen, abgerissenen Kleidern derart mißtrauisch und abweisend, daß ich lieber einem meiner Männer folgte, der uns zu einem schwarzen Plantagenbesitzer brachte, der mich freundlich bewirtete. Mehr noch: da ich kein Geld bei mir trug, beauftragte er den

Chinesen des Kaufladens, mir Kredit zu gewähren, so daß ich auch meine Leute verpflegen konnte.

Nie vergesse ich diese typische Dorfhandlung, «shop» genannt, in welcher alles zu finden war, was das Herz begehrt: da gab es nicht nur Stockfisch, Mehl, Fett und Salz, sondern auch ein großes Lager von Konserven. Da häuften sich Ballen von grellfarbigem Kattun, neben Hüten, Schuhen, Buschmessern, Äxten, Gabeln, Werkzeugen aller Art. Auch Arzneimittel waren zu haben, Rolltabak, Cigaretten, und vor allem durfte Alkohol nicht fehlen, Rum, Whisky, Liköre, süße Weine . . . alles wurde zu einem verwirrenden, farbigen, lustigen Bild, wie ich es immer wieder im shop der Chinesen in den Dörfern oder an der Kreuzung zweier Hauptstraßen fand. Dazu herrschte der typische Geruch nach Stockfisch und Petrol vor, der so deutlich war, daß auch ein Blinder den Laden leicht zu finden gewußt hätte.

Hinter dem Ladentisch blinzelte mich der schrecklich magere Sohn des Himmels lächelnd an. Er trug wie seine Landsleute gleicher Stellung das schmuselige Leibchen, die Kaki-hosen, die Holzsandalen. Ich bewunderte aufrichtig seine Waren, was ihn nicht wenig stolz machte, so daß er mir als besonderes Zeichen seines Vertrauens erlaubte, die Nacht auf dem Ladentisch zu verbringen. Nun, er hatte es nicht zu bereuen. Denn von nun an wanderte mancher Dollar in seine Kasse anstatt zu seinem Kollegen am andern Ende des Dorfes.

Äußerst vergnügt brachen wir alle um 6 Uhr morgens auf. Während wir auf dem breiten Sandstrand südwärts wanderten, tauchte mit einemmal die Sonne am Horizont auf. Die kleinen Wellenkämme des Atlantischen Ozeans blitzten. Im Morgenwind rauschten die mächtigen Kronen auf den dem Lichte zustrebenden dünnen Stämmen der Kokospalmen. Wo das Meer die frühere sandige Küste angeschnitten und die Wurzeln der Palmen unterhöhlt hatte, brachte es manchen der Bäume zu Fall. Wir machten bei einem der Gestürzten Halt, legten mit dem Cutlass den Kern der grünen Nüsse frei und tranken das etwas süßliche, milchige Wasser, das am frühen Morgen herrlich schmeckte. Ab und zu wurde der Palmenwald von der Mündung eines klaren Baches, die von

Mangrovebäumen umsäumt war, unterbrochen. Auch die schönsten Alluvial-Ebenen sind dem ölsuchenden Geologen ein Hindernis, da sie die ältern Gesteine verdecken. Also strebte ich schnellen Schrittes durch einige Kakaopflanzungen dem Wald zu.

Weder meine Leute, noch ich kannten die Gegend. Wir folgten mit Hilfe des Kompasses der Richtung, die ich angegeben hatte. Mit etwas Glück und Zufall erreichten wir genau den vorgezeichneten Punkt, was die Leute mit verständnisvollem Erstaunen feststellten. In ihren Augen weiß «le Blanc» mit seinem Instrument eben alles und ist erst noch gegen das Böse gefeit. Das bewies ich ihnen kurze Zeit später, als ich gegen ihren heftigen Protest meinen kleinen Finger in das Maul der «twentyfourhours» Eidechse steckte, da es sich ja nur um eine harmlose Anolis handelte. Als ich nach 24 Stunden dennoch nicht gestorben war, wie sie alle bestimmt erwartet hatten, stieg ich in ihrer Achtung erheblich.

Anfangs März fand ich in einer Lichtung mitten im Wald die eigenartigen Quellen des Rio Salada. Auf der Kuppel aus Kalksinter befand sich ein kleiner Salzwasserteich, dem mit sprudelndem Geräusch Gas, zusammen mit grünlich schimmerndem Öl, entströmte. Etwas wie ein Yellowstone Park en miniature. — Unvergeßlich bleibt mir auch das Bild der «dirtladies», der «Dreckfrauen», die ich an der Straße vom kleinen Dörfchen Rio Claro nach Guayaguayare beobachtete. Diese Straße befand sich im Bau. Große Camps beherbergten die Straßenarbeiter, Neger und Inder, und ihre Frauen, die sie mitgebracht hatten. Das Werkzeug des Mannes bestand aus der großen Erdgabel, mit welcher man in den Zuckerplantagen den Boden aufbrach. Die Gabel wurde wie ein Spaten in den Grund gestoßen, und die schweren Schollen wurden auf ein mit kurzen Handgriffen versehenes Brett gelegt. Die Frau hatte sich mit Tüchern oder Blättern eine Art von Turban geflochten, auf welchen ihr nun der Mann das Brett hob, so daß sie es auf dem Kopf davontrug, wie das die badischen Marktfrauen in Basel früher mit ihren großen Körben taten. Mit schwingenden Hüften wanderten Negerinnen und Inderinnen zu jener Stelle, wo sie der «Overseer» (Aufseher) hin-

schickte, und wo sie ihre Last abwarfen. Von weitem sah der Zug der «dirtladies», wie man die Trägerinnen nannte, wie ein bunter Zug von Blattschneiderameisen aus.

Da Südtrinidad an harten Gesteinen Mangel leidet, Kalkstein damals nur noch in ganz wenigen kleinen Linsen gefunden wurde, mußte der Straßenbelag gebrannt werden. Dazu verwandte man zähen Ton, den die Neger «ça-pas-té . . .» nannten («ça n'est pas de la terre»), weil für sie «terre» nur fruchtbare Erde bedeutet. Das Ergebnis dieser Tonbrennerei war ein ziegelrotes, schlackenartiges Gestein, mit welchem man die Straße deckte, nachdem sie zuerst ausgeebnet und mit einem Belag gespaltener Baumstämme, «corduroy», verkleidet worden war. So kam es, daß damals alle Straßen Südtrinidads ziegelrot aussahen, ausgenommen jene in der Nähe der Küste, wo Sandsteine, Muscheln oder die faserigen Hüllen der Kokosnüsse als Deckmaterial verwendet wurden.

Für mich war es direkt eine Wohltat, wieder einmal auf einer breiten Straße im hellen Sonnenlicht wandern zu können. Der Himmel über mir war enzianblau. Papageien kreischten in den Bäumen. Die kleinen, weinerlich quietschenden Affen (*Cebus apella*) schauten aus der Höhe dem Eindringling nach. Gelbe und weiße Schmetterlinge, unsern Kohlweißlingen und Zitronenfaltern zum Verwechseln ähnlich, flatterten in kleinen Wolken der Straße entlang und ließen sich bei magern Wasserpfützen rasch nieder. Einige große Leguane rannten aufgescheucht aus der Sonne in den Wald, und sogar eine der seltenen Teju oder Mata (*Tubinambis nigropunctatus*) mit ihrer schön schwarz-weiß gezeichneten Haut suchte das Weite. Der schlimmste Feind dieser Tiere ist das Mongus, das 1870 aus Indien nach Trinidad gebracht wurde, um die Schlangen auszurotten, und das heute zur Pest wurde, da es alle bodenbrütenden Vögel, Eidechsen, kleinen Säugetiere ausrottet, Hühnerställe räumt, aber die Giftschlangen in Ruhe läßt, weil sie im Hochwald leben, wo das Mongus nicht zu finden ist.

Beim Verlassen des Waldes kamen zuerst Bananenfelder in Sicht. Figs (Feigen) nennt der Eingeborene die Bananen. Die Bananen sind Schattenpflanzen für junge Kakaobäume,

wie die Cassava oder die großblättrigen Tannia (*Xanthosoma*), deren stärkereiche Wurzeln in den amerikanischen Tropen die Kartoffeln ersetzen. Bei älteren Kakaopflanzungen trafen wir die mächtigen Schattenbäume, die als «Madre del cacao» (*Erythrina micropteryx*) von den Spaniern angepflanzt wurden und welche die Kreolen die «Immortellen» nennen. Die hohen Bäume mit den leicht silberigen Stämmen waren eben in voller Blüte. Das flammende Orangerot der zu dieser Zeit fast blattlosen Kronen wirkt vor dem blauen Himmel unglaublich aufreizend, leuchtet vor einem grauen Regenhimmel gedämpft und weich. Der blattlose Poui (*Tecoma serratifolia*) mit seiner Krone voller eigelber, trompetenförmiger Blüten besitzt einen andern, weniger aufdringlichen Zauber. Dafür ist sein hartes, wetterfestes, schweres Holz für den Bau von Brücken und Molen gesucht, während das Unkrautholz der Immortellen wertlos ist.

Am Kreuzpunkt der Straßen nach San Fernando-Mayaro, Tabaquite und Charuma liegt Rio Claro, damals ein unbedeutendes Dorf, bestehend aus zwei «shops», einem kleinen Spital, das vom Distriktarzt betreut wurde, und einigen Häusern. Ein Bahnhofgebäude für den zukünftigen Verkehr mit Port-of-Spain, der Hauptstadt im Norden, wurde eben fertiggestellt. Im Zusammenhang damit wurde auch die Straße nach Guayaguayare gebaut, die aber nie weiter als Rio Salada fertig wurde, so daß Guayaguayare nie einen direkten Anschluß an die Eisenbahn erhielt. Hatte die Regierung gehofft, daß die Ölcompagnie Trinidad Leaseholds die verbleibenden 11 Kilometer bauen würde, so hatte sie sich getäuscht.

Die Inder des Rio Claro-Gebietes pflanzten nicht nur Cacao, sondern auch Reis. Und da ackerbauende Inder ohne Kühe nicht vorstellbar sind, hatte ich Gelegenheit, dort die ersten Wasserbüffel zu sehen.

Nun wurde die Straße vermessen, für die Nacht eine Ajupa gebaut, am nächsten Tag die Vermessung am Rio Salada abgeschlossen, und am gleichen Abend zogen wir weiter durch den Wald zum Camp am Lizard-Fluß. Unterwegs begegneten wir einem Rudel Wildschweine, sahen zwei der mir bekannten «Wilden Truthähne» und hörten den Ruf eines Toucans,

der als einziger Vogel seiner Art auf Trinidad leicht erkennbar ist. Große, stahlblau schimmernde Schmetterlinge (*Morpho achilles*) oder die noch größeren Morbleu (*Caligo saltus*) gaukelten vor uns, wobei der langsam segelnde Flug des Morbleu unter den Waldschmetterlingen etwas Einzigartiges darstellt. Setzt sich der Morbleu irgendwo nieder, kann man ihn kaum erkennen. Die Mimikry im Wald ist außerordentlich häufig bei Blattwanzen, Schmetterlingen und Gottesanbeterinnen. Stabheuschrecken gleichen runzelig braunen oder saftig grünen Blättern oder ganz einfach einem dünnen, dünnen Ästchen.

### III.

Mit der fortschreitenden Trockenheit versiegte das Wasser der kleinen Bäche. In den zurückbleibenden Tümpeln sammelten sich die Fische an, so daß sie häufiger als sonst mit Reis gekocht auf den Tisch kamen. Neben den räuberischen Guabin (*Guavina guavina*) traf man besonders den fossilartig ausschauenden Cascadou (spanisch: *Cascadura*), der es am längsten in den Wasserresten aushielt und sich zum Schluß in den Schlamm eingrub, um, wie die Leute sagen, die Trockenzeit zu überdauern.

Man sagt in Trinidad: wer Cascadou ißt, wird in Trinidad sterben . . . Nun, ich habe viele Cascadoux gegessen, obgleich sie etwas nach Sumpf schmeckten. Ich habe Trinidad mehr als einmal verlassen und bin immer wieder auf die Insel zurückgekehrt. Heute, da ich definitiv nach Basel heimkam, wandern meine Gedanken nachts oft dorthin zurück. Wer weiß, ob sie einmal, wenn ich die Augen für immer schließe, nicht auch dort weilen?

Neben den Welsen mit langen Barbeln, Sardinen und aalartigen Fischen fand ich unter den 50 Arten der Süßwasserfische Trinidads einige interessante Formen. So die Teta (*Plycostomus*), die sich an den Steinen festsaugt und gleich unserm altmodischen Neunauge wie ein vorsintflutliches Wesen aussieht. Faustgroße, kugelige vivipare Schnecken seziierte ich und konnte die schönste Entwicklungsreihe vom Ei bis zum kleinen Tier zusammenstellen. Die Vivipara wird von den

Leuten gegessen, während sie die ebenfalls häufigen Planorben verschmähen. Manchmal lagen diese zerbrochenen Schnecken-schalen auf einem Baumstrunk als Reste der Mahlzeit eines kreuzschnabeligen Raubvogels, eines ausgesprochenen Schneckenfressers.

Das Camp am La Bouée- (La Brea-) Bach war das größte, das wir errichteten. Dort zeigten sich eines Tages an meinen Beinen große Beulen, die ich für eine Blutvergiftung hielt, und mit Sublimat behandelte. Sie verschwanden nicht, im Gegenteil. Meine Beine schwellen derart auf, daß ich am Morgen die Stiefel nicht mehr anziehen konnte. Die Knöchel verschwanden unter einem dicken, weichen Polster, das unter dem Druck des Fingers eine Delle zurückließ. Eine eiterartige Flüssigkeit floß aus den Beulen. Mas Bakal, dem ich schließlich die Sache zeigte, nannte die Krankheit Beriberi. Was das bedeutet, lernte ich erst später kennen, nämlich eine Krankheit, die durch Vitaminmangel hervorgerufen wird. Wir hatten im Camp sehr selten frisches Gemüse, und der Proviant, den ich auf meinen Exkursionen wochenlang verzehrte, bestand meistens aus weißem, geschliffenem Reis, Büchsen-salm und Biscuits. Allem nach war das ungenügend trotz des frischen Fleisches, das selten fehlte. Mas Bakal kurierte meine Beulen, indem er Packungen von kochend heißem Reis auflegte und damit die Beulen von ihrer eitrigen Flüssigkeit entleerte. Ich blieb ein paar Tage im Camp, hatte genügend Zeichnungsarbeit zu erledigen, bis das Größte geheilt war. So lernte ich am eigenen Leib eine dritte wertvolle Lektion: wie man sich im Wald nicht ernähren soll.

Bei unserer nun angenehmen Arbeit in den tiefeingeschnittenen kühlen Tälern stießen wir oft auf Bäche, die noch keine Bezeichnung erhalten hatten und die Tobler mit malaiischen Namen taufte, die heute auf den topographischen Karten der Antilleninsel etwas eigenartig wirken: «Kapur Ridge» nach Kapur = Kalkstein, Batu Kras (harter Stein) wegen der vorhandenen kugelrunden, glatten Quarzite von Faust- bis Kopfgröße. Wie diese glatten Gerölle in den Ton gerieten, ist immer noch problematisch. Gewiß aber ist, daß sie immer wieder von einem ältern in ein jüngeres Gestein verfrachtet

wurden, ohne viel kleiner, wohl aber runder zu werden. Sie sind die Talleyrands unter den Steinen, die alle Revolutionen überstehen.

Trotz der Trockenzeit erlebten wir immer wieder einen Regentag. Wie angenehm war es da, wenn das kühle Wasser mir über den Rücken lief. Im Dickicht rief die Sonnenralle (*Eurypyga helias*) ihre monotonen, langgezogenen, melancholischen Laute. An einem solchen Tage entdeckte ich auch in einem schluchtartigen Tälchen mit tiefen Strudellöchern unter kleinen Wasserfällen eine Otter (*Lutra enudris*). Ich konnte sie einige Zeit im Wasser beobachten, bis sie mich entdeckte und sich schleunigst verzog. Die Gebiete waren reich an Gesteinaufschlüssen. Unsere Messungen verrieten klare Anzeichen von erdölspeichernden Strukturen. An verschiedenen Stellen fand ich Gasquellen, die ich jeweils anzündete, und deren größte wochenlang mit einer hohen Flamme brannte, wie wir Nacht für Nacht feststellen konnten. Natürlich zog die Flamme allerlei Getier an. Große Mengen von Insekten und Nachtfaltern mußten drin umkommen; darum löschte ich sie, indem ich die Öffnung mit Erde zuschüttete.

Eines Tages sah ich in der Nähe der Gasquelle eine Tigerkatze (*Leopardus pardalis*), ein anderes Mal einen schwarzen, marderartigen «Chien-de-bois» (*Tayra barbara*) mit seiner hübschen weißen Krawatte unter der Schnauze. Trat Gas mit Salzwasser auf, so waren in der Nähe die Tierspuren besonders häufig. Wildschweine leisteten sich dann regelrechte Fangobäder, deckten sich nach Möglichkeit mit Schlamm und erstickten damit die Zecken, die sie plagten. Auch Rehe wurden von der Salzquelle angezogen.

Das Kartieren des Quellgebietes gab oft Anlaß zu heiterem Gelächter, so wenn Nashorn McCarthy, der Jäger, es besonders geschickt anstellen wollte und dabei erst recht in einem Wasserloch untertauchte, oder wenn ich ihm zeigen wollte, wie man es zu machen habe, und kurz darauf mit Feldbuch, Kompaß, Bleistift, Lupe und Säurefläschchen prompt im prächtig klaren Wasser verschwand. Da lachten sogar die Brüllaffen auf den Bäumen. Allem nach gilt auch bei ihnen wie bei uns Menschen, daß Schadenfreude die schön-

ste Freude sei. Mehr Ärger als Heiterkeit bewirkten die großen, klebrigen Spinnetze, die stellenweise ganze Gebüsche umhüllten und nur schwer von den Kleidern zu lösen waren. Die gefürchtete, handgroße Vogelspinne war höchst selten und deshalb kaum gefährlich.

Unter allen Tieren des Waldes gab es eigentlich nur eines, dem wir strikte auswichen: die Jagdameise (Ecyton). Zu Tausenden ziehen diese kleinen, unbarmherzigen Räuber durch den Wald. Von weitem verkündet ein ununterbrochenes Rascheln das Herannahen des gefährlichen Heeres. Alles, was krecht und fleucht, wird angegriffen und getötet, die Jungen eines Säugetieres, eines Vogels, ja selbst Schlangen sah ich unter den tausend Bissen in Todesnot sich winden. Vor allem werden Insekten, Schaben, Grillen, Heuschrecken zergliedert und stückweise mitgetragen. Was fliegen kann, steigt in die Luft, um dort von den Insekten fressenden Vögeln, die dem Ameisenzug folgen, geschnappt zu werden.

Am 4. Mai verließ ich das letzte Hochwaldcamp, um bei prächtigem Sonnenschein zur Küste zu wandern. Nachdem der Jäger McCarthy zuerst seine beiden Hunde verlockt hatte, die infolge der Strapazen eingegangen waren, ging es im Gänsemarsch zum Ölfeld. Bald standen wir vor dem rauschenden Meer, und kaum hatte ich mich nach dem Bad in die Sonne gelegt, als auch Tobler und Mas Bakal vom La Bouée-Camp anrückten. Sie erwarteten den Manager und Zyndel auf den Abend bei uns. Zyndel blieb, um mit mir während einer zweitägigen Exkursion die wichtigsten Ölanzeichen und Strukturen des westlichen Teiles der Konzession zu sehen. Noch einmal schlief ich im Stone River Camp, Zyndel in meiner Hängematte, ich auf einer mit Blättern gedeckten Pritsche. Nach unserer Rückkehr traf ich die Vorbereitungen zu einer viertägigen Untersuchung der Südküste. Es war die letzte Exkursion, die mir Tobler auftrug, um ein noch weiß gebliebenes Stück unserer Karte auszufüllen.

Da wir am Morgen des 8. Mai zu spät aufbrachen, die Flut schon im Steigen war, mußten wir versuchen, die Südküste in der Gegend von Point Citron via Lagon Bouff zu erreichen. Von der Höhe aus hatten wir einen prächtigen

Blick auf die Bucht von Guayaguayare, auf den «Gaumont» (Gros Morne) und die Wälder im Nordwesten. Aasgeier kreisten in der Luft. Pelikane flogen schwerfällig gegen Kap Galeota. Hinunter stiegen wir zur Ravine Falaise la Vierge und durch dicken Busch zum Meer. Tief hatte sich der Bach in die Sandsteinwände eingeschnitten. Die See war bedeutend gestiegen. Bei Ravine la Belle de l'Eau mußten wir etwas landeinwärts ausweichen. Da die Springflut sechs Stunden dauern soll, ich nicht so lange warten wollte und die Leute sich weigerten, über die Höhe zurückzukehren, watete ich mit Tabak und Pfeife nach einem nahen herabgestürzten Steinblock. Nach kurzer Zeit sah ich, daß das Meer rasch stieg. Umkehr war geboten. Ich steckte Tabak und Pfeife in ein Loch des Felsblocks, stieg ins Wasser, um ans Ufer zu waten. Doch schon die erste Welle warf mich um und riß mich ein Stück mit sich ins Meer hinaus. Mir war nicht mehr wohl bei der Sache. Als mich die nächste Welle wieder gegen die Felsen warf, gelang es mir, aufs Trockene zurückzukehren. Ich hatte gehörig Wasser geschluckt und einige Beulen abbekommen. Ich fand meine Leute beim Kochen. Ab und zu ging einer hinunter, um nachzusehen, ob die See endlich weichen wolle.

Es wurde rasch dunkel. Vollmond war nahe. Die Zikaden lärmten. Fledermäuse schaukelten im Zickzack durch das enge Felsentälchen. Aus dem Wald tönte der traurige Ruf des «Poor-me-one». Endlich war das Wasser genügend gesunken. Wir zogen los. Dürre Caratpalmenblätter dienten als Fackeln. Geisterhaft leuchteten die unruhigen Flammen hinaus durch das enge Felsentor auf die schäumenden, heulenden Wellen. Wir stiegen ins Wasser, folgten den fast senkrechten Wänden und erreichten einen sandigen Küstenstreifen. Wieder kam ein Vorgebirge, durch welches ein etwa 30 m langer natürlicher Tunnel führte, der uns vor neue steile Küstenfelsen brachte.

Zu meiner nicht geringen Überraschung entdeckte ich auf einmal draußen im Meer zwei sich bewegende Gestalten, die mein Führer als seinen Onkel und einen Freund erkannte. Er rief ihnen einige Patois-Worte nach, worauf sie beide umkehrten

und sich uns anschlossen. Gemeinsam wanderten wir weiter, überkletterten den Point Petit Casse Cou, kreuzten die Mündung des Fortin-Baches, umgingen eine Felsenecke und befanden uns in einer schönen stillen Bucht, die von hohen Bäumen umrahmt war. Noch selten hatte ich eine derart liebliche tropische Vollmondlandschaft erlebt. Hier verbrachten wir die Nacht, und früh am Morgen zog der Führer mit seinem Onkel und dessen Gefährten weiter, während ich mich bei guter Ebbe zur Mündung des Mahaut-Flusses begab, um ihn zu vermessen. Wir kamen nur langsam vorwärts. Wasserbecken mußten durchschwommen werden. Ein geschickter Kletterer klomm nacktfüßig ins Kamin eines Wasserfalles und ließ eine Liane zu uns herunter, an der wir hinaufkletterten. Die Wasserscheide überquerend, gerieten wir in einen zweiten Bach, bei dessen Verfolgung ich Schlagspuren und auch einige Nummern entdeckte. Wir waren im Quellgebiet des Pilote. Wir hatten uns verirrt.

Um vor Einbruch der Nacht wieder an der Küste zu sein, mußten wir den gleichen langen, schwierigen Rückweg antreten, und als wir endlich das Meer wieder vor uns hatten, herrschte von neuem die Springflut, die uns den Weitermarsch versperrte. Noch einmal das Fallen abwarten? Nein! Wir wateten weiter. Bei Point Citron übergab ich Feldbuch und Kompaß dem Koch. Die Füße fest angestemmt, die Finger in die Löcher des Felsens gekrallt, erwartete ich die erste Welle, die auch schon auf mich zurannte und über meinen Kopf hinwegrauschte. Kaum war sie gegangen, machte ich ein paar Sprünge vorwärts, verankerte mich wieder, wartete. Von neuem packte mich der wilde, schäumende Geselle, daß es mir heiß wurde und ich glaubte, nachgeben zu müssen. In einem günstigen Moment sprang ich weiter, glitt, fiel, konnte mich aber festhaken, ehe mich die nächste Welle deckte. Nach einigen weitem Sprüngen gelangte ich aufatmend auf den Küstensand.

Als ich mit drei Leuten am nächsten Morgen bei guter Ebbe weitermarschierte, sprangen eine Menge Brüllaffen über uns lärmend von Baum zu Baum und taufte uns vergnügt mit ihren Exkrementen. Am 11. Mai packten wir

zusammen und kehrten gemächlich nach Guayaguayare zurück. Es war der letzte Tag, an dem uns die Ebbe erlaubte, der Küste entlang vorwärts zu kommen. Sonst hätten wir hier den nächsten Neumond abwarten oder uns durch den Wald schlagen müssen. Wir passierten den Tunnel und die Falaisen. An einer der steilen Wände holten die Leute Stöcke von Mörtelbienen herunter, um den Honig zu sammeln, was ihnen die Bienen nicht ungestraft erlaubten. Sie stechen nicht, aber sie beißen. Eine große Menge Algen war ans Ufer geschwemmt worden. Sooft ich eine Schneckenschale aufhob, hockte ein Einsiedlerkrebs drin. Wir erreichten die Sandküste von Guayaguayare und standen bald vor den Bungalows.

Am nächsten Tag wurde gepackt. Bei dunkler, stürmischer Nacht ging es der Küste entlang zum Landungsplatz, wo draußen im Meer die «SS Kennet» auf uns wartete, um uns nach Port-of-Spain zu bringen. Ihre Boote waren noch mit dem Löschen von Gütern beschäftigt, so legten wir uns in den Sand und schliefen bis 2 Uhr morgens. Ich erwischte noch einen Fieberanfall und schlotterte, in meinen Mantel gehüllt, bis mich einer der Matrosen durch die Wellen ins Boot trug. Ein krankes Negermädchen lehnte sich an mich, hielt sich bei jedem Wellenschlag krampfhaft an meinem Mantel und stöhnte herzzerbrechend. Der Steg des Dampfers war heruntergelassen. Bald standen wir an Deck. Ich schaute nach den Hügeln und Tälern zurück, durch die ich mehr als fünf Monate gezogen war, und die jetzt im Nachtnebel versanken.

Die Fahrt ging der Ostküste entlang, wo wir Bauholz löschten, Kopra luden, nach Tobago und weiter nach Toco und Blanchisseuse, der Nordküste von Trinidad entlang und durch die Bocas nach Port-of-Spain. Nach einigen Tagen, in welchen wir von Port-of-Spain aus u. a. auch den berühmten Asphaltsee von La Brea besuchten, begaben wir uns am 26. Mai an Bord der «SS Trent», wo wir auch die Offiziere der «SS Kennet» wieder trafen, die mit uns nach Europa reisten.

Ich richtete mich in meiner Kabine ein, diesmal erster Klasse, und ging dann auf Deck, um einen letzten Blick auf diese Welt zu werfen, die für mich das erste große Ölgeologen-Erlebnis geworden war. Wir fuhren durch die Bocas.

Im Abendlicht verschwand die Insel, die mir so viel Arbeit, Freude und Abenteuer geschenkt hatte. Ich hatte mir hier genügend Geld erspart, um eine Zeitlang weiterstudieren zu können. «Wann sehe ich Trinidad wieder?» steht unter jenem Datum in meinem Feldbuch. Doch ich hatte ja Cascadoux gegessen, also war es nicht erstaunlich, daß ich bereits im Sommer 1920 wieder in Port-of-Spain landete, ein zünftiger Geologe, voll Pläne und Arbeitslust. Fast vierzig Jahre vergingen, ehe ich mit meiner Frau im Herbst 1959 nach Basel heimkehrte. Iëre ist nicht mehr, was es damals gewesen. Aber auch Basel ist längst nicht mehr die Stadt, in der ich meine Jugend verbracht habe.